

Das
Pfennig-Magazin

der

Gesellschaft

zur

Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Dritter Band.

Nr. 92—143.

Leipzig,

In der Expedition des Pfennig-Magazins.

(F. A. Brockhaus.)

1835.

38

Das Pfennig-Magazin

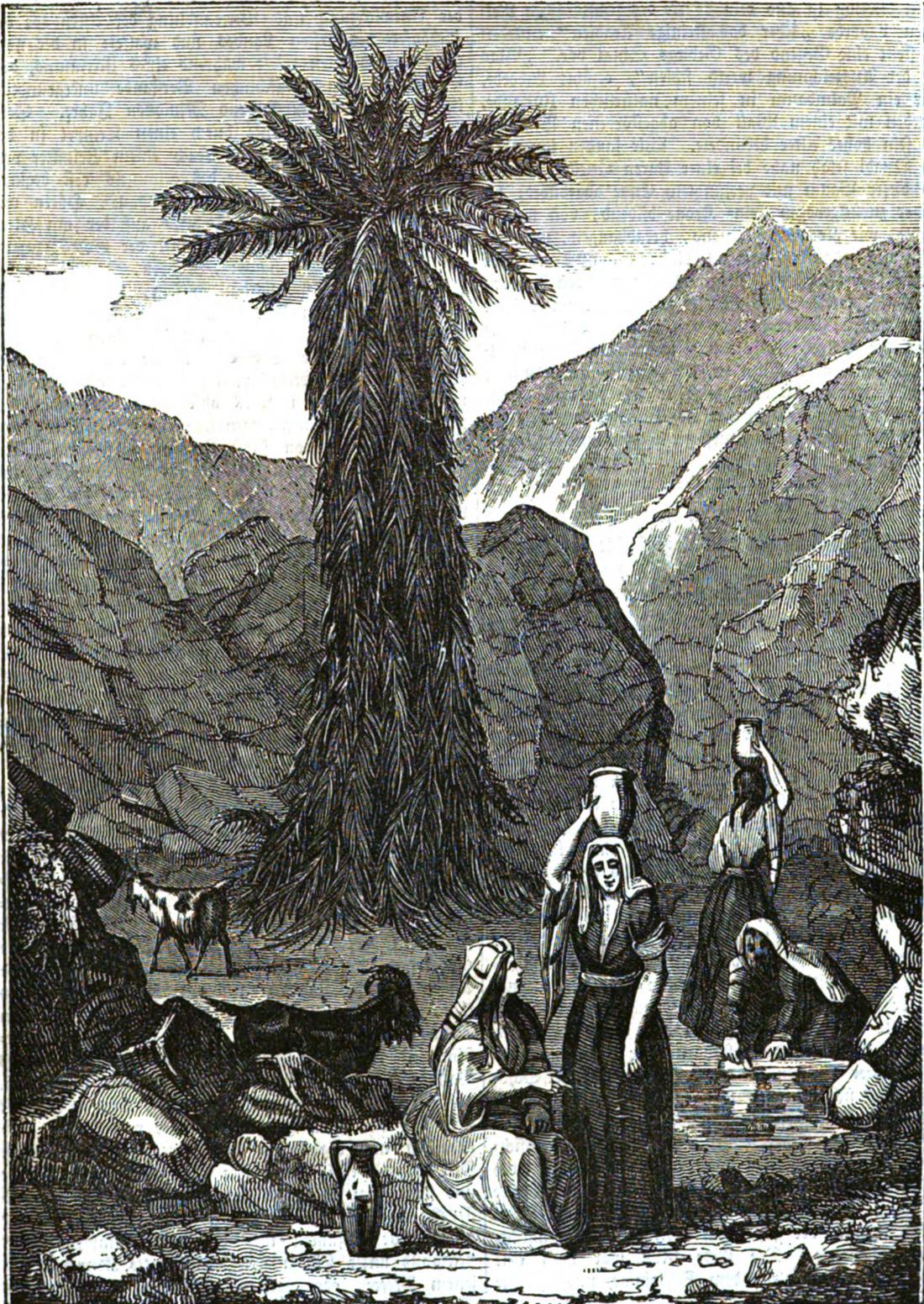
der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

112.]

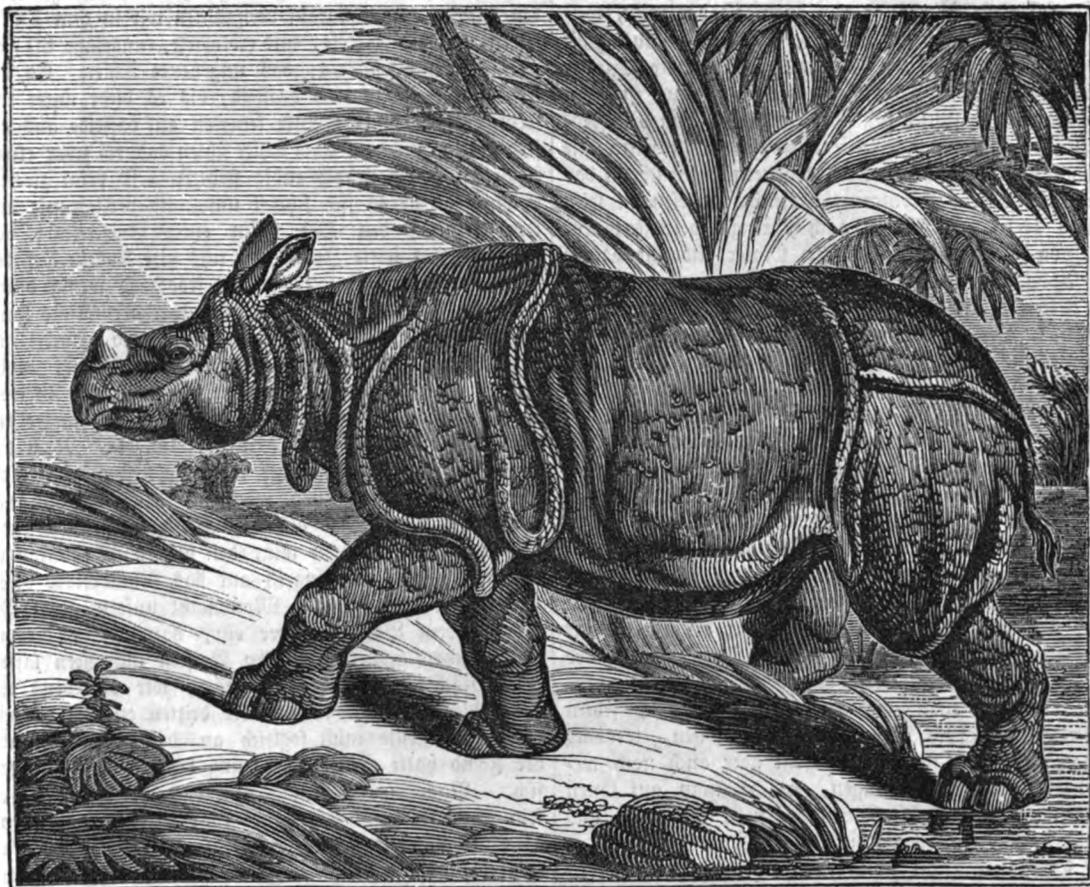
Erscheint jeden Sonnabend.

[Mai 23, 1835.

Die wilde Dattelpalme.



Das Rhinoceros oder Nashorn.



Das Rhinoceros, wovon es verschiedene Arten gibt, ist ein großes, plumptes Thier, dem Elefanten im Äußern ähnlich, nur daß ihm der Rüssel fehlt. Wie von den Elefanten hat es auch in der Vorwelt mehre Rhinocerosarten gegeben, von welchen wir jetzt freilich nichts weiter kennen, als die hier und da in Gebirgs-schichten gefundenen Knochenüberreste.

Die Haut des Rhinoceros ist trocken, runzlig, fast haarlos und sehr dick. An dem großen, hinten hoch gewölbten Kopf fallen die sehr kleinen Augen auf, sowie die langen, durch ihre Beweglichkeit ausgezeichneten Ohren; die Schnauze ist kurz abgestutzt, die Oberlippe, fast hakenförmig, hat in ihrer leichten Beweglichkeit und der Hülfe, welche sie dem Thiere beim Fressen gewährt, Ähnlichkeit mit dem Haken am Elefantenrüssel. An den Füßen stehen drei kurze zugrundete Klauen.

Alle Rhinocerosarten leben bloß von Pflanzen, und wie man überhaupt aus dem Bau der Zähne mit Gewißheit auf die Nahrung des Thieres schließen kann, so kann man in Bezug auf letztere auch von den Arten der Vorwelt behaupten, daß sie gleichfalls von Pflanzenkost lebten. Im Verhältnis zu der Größe des Thieres ist die Mundöffnung nur klein. Ein besonderes Kennzeichen dieser Thiere, wovon sie auch ihren ganz bezeichnenden Namen haben, ist das kegelförmige, mehr oder weniger große, schwach nach hinten gebogene Horn, das vorne auf der Nasenkuppe sitzt und hinter welchem sich bei manchen Arten noch ein zweites kleineres befindet. Dieses Horn ist nicht knochig, wie bei den Hirschen, und ebenso wenig hornig und hohl, und nicht auf einem Knochenkern stehend, wie bei dem Rindvieh, sondern sein Bau ist

faserig und es besteht gleichsam nur aus dichten der Länge nach miteinander verbundenen Haaren. Die Größe dieses Horns ist bei den einzelnen Arten sehr verschieden, und steigt bis auf vier Fuß Länge, bei andern bildet es jedoch nur einen Hocker.

Alle Arten dieser Thiere leben in den heißen Gegenden der alten Welt, an feuchten und schattigen Orten, im Morast und Sumpf sich wälzend, so daß die Farbe ihrer Haut oft ganz von Schmutz verdeckt wird. Sie sind dumm, unbändig und überhaupt sehr wild; ihre Feinde sind Löwen, Tiger u. s. w.; ihr Hauptfeind aber ist der Mensch, so gefährlich auch die Jagd dieser Riesenthiere ist und so sehr ihre dicke Haut selbst gegen Flintenkugeln schützt. Zu ihrer Vertheidigung dient ihnen zunächst das Horn, mit welchem sie ihren Feind aufzuheben versuchen, worauf sie ihn, wenn er niedergeworfen ist, mit den Füßen zertreten. Ihre Nahrung wissen sie sehr geschickt mit Hülfe ihres Nasenhakens abzureißen.

Das sogenannte einhornige oder indische Nashorn, das unsere Abbildung zeigt, ist das größte von allen, und auf dem asiatischen Festlande, besonders oberhalb des Ganges einheimisch. Es unterscheidet sich von den übrigen theils dadurch, daß es nur ein Horn hat, theils durch die tiefen Falten, welche die graubraune Haut auf den Schultern, an den Lenden und am Halse bildet. Es wird über fünf Fuß hoch und in der Länge mißt der Kopf allein mehr als zwei Fuß, der Körper über acht Fuß, das Horn erlangt eine Länge von zwei Fuß. Die Haut ist anderthalb Zoll dick und ebenso tief sind die Falten, die sie bildet. Die wenigen Haare, die sich hier und da auf derselben befinden, am sparsamsten an den Beinen, sind überall abgenutzt.

Das Rhinoceros war schon den Alten bekannt. Das erste, dessen sie überhaupt erwähnen, ist dasjenige, welches bei einem glänzenden Feste, das Ptolemäus Philitadelphus gab, erschien; das erste, das nach Europa kam, wurde in den Thierspielen von Pompejus zu Rom aufgeführt. Augustus ließ einst mit einem Nilpferde kämpfen, als er den großen Triumph über Kleopatra, die Königin von Aegypten, feierte. In neuern Zeiten scheint das erste nach Europa gekommene dasjenige gewesen zu sein, welches 1513 aus Indien nach Portugal geschickt wurde und von welchem der deutsche Maler Albrecht Dürer eine Abbildung lieferte. Später kamen zu verschiednen Zeiten Rhinocerosse nach England, Frankreich und auch nach Deutschland. Diese Individuen waren im Allgemeinen ziemlich ruhig und gutmüthig, nur zuweilen zeigten sie sich ungeduldig und mitunter wild. Ihr Blick war dumm und ihr Gesichtsfinn schien nicht scharf zu sein, dagegen deutete die beständige Beweglichkeit ihrer Ohren auf ein feines Gehör. Ihre Stimme war ein Grunzen, das in hohe, scharfe Töne überging, wenn die Thiere gereizt wurden.

Im Zustande der Freiheit soll das Weibchen neun Monate tragen und nur ein Junges auf einmal gebären, das bloß eine Spur vom Horn hat, welches erst später sich entwickelt. Das Junge hat bei der Geburt etwa die Größe eines Schweines. In Indien wird das Horn des Rhinoceros besonders zu Gefäßen benutzt, welchen man die Eigenschaft beimißt, jedem vergifteten Getränke das Gift zu benehmen, weshalb sie hoch im Preise stehen, außerdem aber auch noch wegen der schönen Verzierungen, welche man auf ihnen anzubringen pflegt. Auch macht man Degen- und Dolchgriffe, Tabaksdosen und dergl. daraus.

Das afrikanische zweihörnige Rhinoceros war ebenfalls den alten Römern bekannt, doch haben sie es nicht nach Europa gebracht und erst in neuern Zeiten hat man nähere Kenntniß von demselben erhalten. Zur Zeit des Kaisers Domitian wurden Münzen geschlagen, auf welchen man das Bild dieses Thieres sieht. Diese Art, die zwei Hörner hat, weicht außerdem auch durch mindere Größe und geringere Hautfalten von dem indischen Nashorn ab. Auf Sumatra findet sich ebenfalls ein zweihörniges Rhinoceros, welches nur die Größe eines kleinen Ochsen hat, jedoch mit einem verhältnißmäßig viel größern Kopfe, und dadurch sich auszeichnet, daß das zweite Horn gleichsam nur in einer Spur vorhanden ist, auch nur hinter den Schultern eine Hautfalte sich findet, während am übrigen Körper fast nirgend eine bemerkt wird.

Auf Java gibt es ein einhörniges Rhinoceros, welches in Gestalt und Ansehen ganz mit dem indischen übereinkommt, auch Hautfalten hat, nur ist es kleiner und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß die Haut in viele eckige Schildchen getheilt ist, in deren Mitte ein kurzes, steifes Haar steht. *)

Wir fügen dieser naturgeschichtlichen Uebersicht die Erzählung eines Jagdabenteuers bei, das ein in Bengalen lebender Europäer bei der Jagd eines Rhinoceros bestand. „Es wurde mir“, erzählt er, „angezeigt, daß sich auf der kleinen Insel Sougor, nicht weit von dem Flecken Middletonpoint, von Zeit zu Zeit ein ungeheures Rhinoceros sehen ließe. Um dieses gefürchtete Thier wo möglich zu erlegen, bestieg ich in Begleitung eines Freundes eines Abends einen Baum, auf welchem wir ein Gerüst hatten errichten lassen, nahe bei

*) Vergl. auch Nr. 37 des Pfennig-Magazins, wo schon über das indische Nashorn gesprochen und eine Abbildung desselben mitgetheilt wurde.

einem Teiche, wo das Rhinoceros jeden Abend zu trinken pflegte. Bald darauf vernahmen wir in dem Dickig neben uns ein Getöse, und erblickten, ungefähr 60 Fuß weit von uns entfernt, das ungeheure Thier. Es näherte sich langsam und grasend, bis es dicht unter unserm Baume stand. Wir feuerten auf dasselbe aus unsern Doppelbüchsen. Das Thier schien dadurch zwar etwas erschreckt, blieb jedoch ruhig stehen; erst beim zweiten Schusse drehte es sich schnell um, und verließ mit lautem Grunzen den Ort. In einer Entfernung von 15 Schritten hatte Jeder von uns vier Kugeln auf das gewaltige Thier gefeuert, die es jedoch zu wenig beachtete, als ob es Erbsen gewesen wären. Nicht lange darauf erschien das Ungeheuer wieder und näherte sich dem Teiche; wir gaben nun aufs Neue Feuer, wobei uns jedoch das Unglück begegnete, daß das Gewehr meines Freundes zersprang, ihm selbst zwei Finger zerschmetterte und mich am Arme verwundete. Nach diesem Unfall blieb uns nichts übrig, als so schnell als möglich nach Hause zurückzukehren. Nach Verlauf von anderthalb Monaten, als die Hand meines Freundes geheilt war, versuchten wir, bei bessern Vorsichtsmaßregeln, einen neuen Angriff auf das Rhinoceros. Wir nahmen in einer schönen Mondnacht unsern alten Posten an dem Baume wieder ein, hatten aber diesmal zwei Sechspfünder in unsern Versteck auffahren lassen. Zwei Nächte nacheinander mußten wir vergebens auf das Thier warten; erst in der dritten erschien es wieder. Ich stellte mich sogleich an das Geschütz, aber der Feind hatte meine Bewegung bemerkt und entfernte sich. Nach einer Stunde kam das Thier wieder; allein ich hatte kaum die Lunte zum Feuere erhoben, als es auf mich losstürzte. Meine gute Ladung kam ihm auf halbem Wege entgegen, und ich erkletterte nun eilig meinen Baum, um dem entsetzlichen Horne des Ungeheuers zu entgehen. Es erschien jedoch nicht. Bald vernahmen wir in einiger Entfernung ein dumpfes Stöhnen und Grunzen, und entdeckten nun, daß das schwer verwundete Thier etwa noch 50 Schritte weiter gelaufen und dann niedergestürzt war. Die Kugel hatte ihm das linke Auge durchbohrt und war in den Kopf gedrungen. Die Länge des getödteten Thieres betrug, ohne den Schwanz, zwölf Fuß, und seine Höhe sieben Fuß. Bei der Section fanden wir eine der bleiernen Kugeln unserer Doppelbüchsen in seinem Magen. Das Fleisch desselben wurde von der Mannschaft eines Birmanenschiffs gegessen, obgleich es nicht sonderlich schmackhaft ist.“

Naturhistorische Unterhaltungen.

Bewundernswürdig ist die Kunst, welche die Vögel bei dem Bau ihrer Nester zeigen. Wir sind gewohnt, von dem Neste als der Wohnung des Vogels zu sprechen; es ist aber nichts als die Wiege der Jungen. Das Nest des Kolibri ist die feinste Arbeit, die man sehen kann. Es ist von Moos gemacht und sieht aus wie ein davon geschlungener Knoten. Noch künstlicher ist das Nest des indischen Schneidervogels. Um seine Jungen gegen so viele ihnen drohende Feinde zu schützen, heftet er zwei große Baumbätter aneinander, die er an das äußerste Ende eines Zweiges hängt, wohin weder Affe noch Schlange sich wagen kann. Er braucht dabei seinen Schnabel als Nadel und Fasern statt Zwirn. Zwischen den zusammengehefteten Blättern bringt er sein Nest an, das er aus Baumwolle, Federn und Dunen macht. Auf ähnliche Weise schützt die nordamerikanische Oriole ihr Nest. Sie bindet zwei gabelförmige Zweige an

Ende eines Astes zusammen, wozu sie Pflanzenfasern nimmt, die sie von einem Pfropfreis oder einem Fenster stiehlt. Diese Zweige bilden gleichsam einen Rahmen, um welchen der Vogel ein Netz von Fäden, Wolle oder Berg macht. In diesem Sacke befindet sich das eigentliche Nest, das selbst bei dem heftigsten Winde ohne Gefahr geschaukelt wird und durch die Blätter des Baumes Schutz gegen Sonne und Regen erhält. Andere Vögel zeigen bei dem Bau ihrer Nester weniger sinnreiche Kunst, aber mühsamere Arbeit; z. B. der Specht, der in den Stämmen und Ästen der Bäume eine Wohnung nicht nur für sich selber, sondern auch für den Blauspecht und andere Vögel anlegt, die später sein verlassenes Nest einnehmen. Der Königsfischer gräbt sich, von seinem Weibchen unterstützt, mit Schnabel und Klauen einen Tunnel, der mehre Fuß in der Erde läuft. Der entlegenste Theil ist geräumig, der Eingang aber so enge, daß nur Einer Platz hat. Er legt sein Nest so an, daß es für mehre Jahre dient. Die Uferschwalbe baut ihr Nest auf ähnliche Weise. Die amerikanische goldgekrönte Drossel legt ihr Nest auf dem Boden an, sodas es dem Vorflager, worauf es sich befindet, vollkommen gleicht. Andere Vögel zeigen keine besondere Sorgfalt, ihr Nest zu verbergen. Die Seevogel, meist abgehärtet gegen äußere Einflüsse, legen ihre Eier offen in den Sand. Die Eibergans zeigt eine so sorgsame Mutterliebe, daß sie die Dunen aus ihrer Brust rupft, um das Nest auszufüttern. In den nördlichen Gegenden, wo sie brütet, plündern die Eingeborenen das Nest, aber der Vogel rupft neue Federn aus, um sie sich abermals geraubt zu sehen. Die meisten Vögel bauen ihr Nest mit unendlichem Fleiße, nur der europäische Kukul folgt nicht diesem Naturtriebe, sondern erspart sich die Mühe, für die Wohnung und die Erziehung seiner Jungen zu sorgen, indem er diese Beschwerte andern Vögeln auflegt. Der amerikanische Vogel dieses Namens, der gelbschnabellige Kukul, zeigt sich dagegen sehr mütterlich gesinnt. Man hat zwar seine Eier in den Nestern anderer Vögel gefunden; doch, wie einheimische Beobachter glauben, in der Absicht, sich zwar eines fremden Nestes zu bemächtigen, nicht aber seine Jungen der Sorge anderer Vögel zu überlassen. In Nordamerika kennt man nur eine unnatürliche Mutter, die Amstel, die ihr Ei in fremde Nester legt, ohne sonderliche Auswahl. Hat die Eigenthümerin des Nestes selbst Eier, so sorgt sie lieber für das fremde, ehe sie die ihrigen verleihe, im entgegengesetzten Falle aber gibt sie ihr mühsam vollendetes Werk auf. Zuweilen werfen die Vögel das fremde Ei heraus, zuweilen geben sie dem Neste einen neuen Boden, in den meisten Fällen aber bewegt sie die Mutterliebe, sich den Betrug gefallen zu lassen. Ist der junge Findling ausgebrütet, so ist die Wohnung zu klein und er erstickt dann oft die andern Jungen. Sobald er flügge ist, verläßt er das Nest, als ob er fühlte, daß er darin kein Heimatrecht habe. (Wird fortgesetzt.)

Hogarth's Werke.

4. Fleiß und Faulheit.

I.

Wenn wir in dem früher gegebenen Blatte: „Die Heiligkeit nach der Mode“, in Nr. 104 des Pfennig-Magazins, das vielseitige Talent Hogarth's sich den höhern Kreisen des gesellschaftlichen Lebens zuwenden sahen, um diesen einen Spiegel ihrer Sitten vorzuhalten, so zeigen uns dagegen die nach und nach von uns mitzutheilende Reihe der

Darstellungen, „Fleiß und Faulheit“ benannt, den Künstler in dem Kreise des Mittelstandes, diesem gewissermaßen ein Doppelleben, zur Nachseiferung wie zur Warnung, vor die Augen führen. Die Sorgfalt und Vollendung, womit Hogarth diese Darstellungen ausführte, beweisen, wie hoch er seine Aufgabe stellte, und für wie wichtig er es ansah, grade denjenigen Stand zu belehren, aufzumuntern und zu warnen, dessen Gewerbefleiß, Tüchtigkeit oder Müßiggang so unendlich viel zur Blüte eines Volkes beiträgt. Um diesem Stande aber die Folgen des Fleißes und der Faulheit recht eindringlich zu versinnlichen, wählte der Künstler zu seinen Sittengemälden das Leben zweier Schulkameraden. Die Geschichte der beiden Jünglinge beginnt mit ihrem Lehrlingsstande in einer und derselben Werkstatt bei einem Weber in London, allein bald nehmen ihre Wege ganz verschiedene Richtungen und endigen, wie Lichtenberg sagt, Beide mit Processionen, die ihnen zur Ehre angestellt werden. Der faule Kamerad nämlich wird unter dem Zulauf einer ungeheuern Volksmenge gehentzt; der fleißige dagegen wird erster Stadtbeamter von London und hält unter dem Jubel des Volkes den prachtvollen Einzug in seine Amtswohnung.

Auf dem ersten hier mitgetheilten Bilde sehen wir nun die beiden Zeichner und Nebengesellen in einer Werkstatt an ihren Stühlen sitzen. Dem Fleißigen hat Hogarth den Namen Guckind gegeben, den andern nennt er Thomas Faulhans. Ein flüchtiger Blick reicht hin, dem Beschauer zu zeigen, welcher der Faule und welcher der Fleißige ist; denn die beiden Gesichter verhalten sich zueinander, wie ein Empfehlungsschreiben zu einem Steckbriefe. Die Umgebungen des Schlafers sind so beschaffen, daß sie gleich ein vollständiges Licht auf seine Gemüthsart werfen. Vor ihm auf der Drehwalze des Webstuhls steht der zinnerne Bierkrug, fürs erste sehr sicher, denn es scheint nicht als ob die Hand des Schlummernden den Stuhl sobald wieder in Bewegung setzen würde. Außerdem hat er vor seinem Einschlafen, an welchem unstreitig der Inhalt des Kruges mit Schuld war, die Vorfricht gebraucht, die Walze noch mit einem Haken zu sperren, und dieser Mechanismus wird durch Faulhansens Lieblingspfeife unterhützt, die ihm nächst dem Bierkruge wol das unentbehrlichste Bedürfnis sein mag. Mit dem Weberschiffchen, welches ungebraucht an seinem Stuhle herabhängt, sehen wir die Kage spielen. Unweit der spielenden Kage aber liegt auf dem Boden ein Buch: „Der Wegweiser für Lehrburschen“, das ungefähr ebenso aussieht wie sein Besitzer. Zerissen ist es, aber wahrscheinlich hat es der Eigenthümer nicht zerlesen, es wird wol das Werk derselben Kage sein. Dagegen ist Guckind's Buch rein und ganz wie sein Kleid, und dennoch gewiß weislich genügt. An der Wand hinter Guckind's Stuhl sind verschiedene Blätter angenagelt, vermuthlich Hausaufsätze, Neujahr- oder Pathenwünsche. Zunächst an der Thüre hängt indeß ein Blatt mit der Überschrift: „Whittington, Lordmayor“, und soll das Gegenstück zu der über dem Haupte des faulen Schlafers aufgehängten unsittlichen Ballade bilden. Die Geschichte von Whittington und seiner Kage ist in England eine allbekannte Volksfage. *) Hier ist die Anspielung auf

*) Die Geschichte von Whittington und seiner Kage, die wol mit Recht nicht viel mehr als ein Märchen heißen mag, aber in England zur Volksfage geworden ist, verhält sich nach allverbreiteter Erzählung so: Richard Whittington war ein armer Knabe, der seine Ätern früh verloren und nach allerlei Ungemach endlich als Küchenjunge in das Haus eines londoner